

Gold!

Erzählung aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Von A. D. Borum.

1.

Es war an einem kühnen Februartage des Jahres 1920. Doktor Arnold Fünding, Chemiker an der weltberühmten chemisch-technologischen Versuchsanstalt in — nein! das ist lieber verschwiegen, denn die Anstalt läßt heute noch nichts von ihrer künftigen Größe ahnen — hantierte emsig in seinem reich ausgestatteten, mit allen Mitteln und Einrichtungen der modernen Forerungen versehenen Laboratorium.

In einem eigens konstruierten Schmelztiegel von besonderer Wandstärke brodelte und gurgelte eine metallische Substanz, von der er zeitweise Stabproben entnahm und sie theils am Lötrohr, theils durch Auflösen näher untersuchte. Eine ansehnliche Reihe von Probierlötlöffeln und Reagenzgefäßen, gefüllt mit den verschiedenen Erzeugnissen dieser Proben, stand vor ihm, und Fünding nickte mit einer gewissen Befriedigung in seiner Miene, die jedoch auch den Zweifel nicht ganz ausschloß, sich selbst zu.

„Es wird gehen — ich bin auf dem richtigen Wege. Meine Berechnungen sind genau“, murmelte er in abgelesenen Sätzen, indem er auf eine offenbare von ihm selbst zusammengestellte Tabelle blickte, auf welcher die sogenannten Elemente oder Urstoffe verzeichnet standen.

Diese Tabelle war aber nicht so beschaffen, wie es gewöhnlich in Schulbüchern oder Laboratorien angetroffen wird, wo diese Elemente alphabetisch mit ihren Atomgewichten und sonstigen Wertigkeiten aneinandergerichtet sind; nein, hier waren die Elemente in Gruppen nach verschiedenen gekrümmten Linien, in mannigfaltigen Farben und so geordnet, daß jedes folgende in irgend einem Zahlenverhältnisse zu dem vorangehenden stand. Grüne, gelbe, graue und noch andere Figuren schlossen sich an. Ohne Anleitung sich auf dieser Tabelle zurechtzufinden, war unmöglich, und selbst der Assistent Fündings, ein junger lebenslustiger Mann, der auf den Namen Thomas Zweifel hörte, hatte sich schon oft darüber vergeblich den Kopf zerbrochen, denn Fünding hatte ihm bisher die Erklärung darüber beharrlich verweigert.

Heute aber mußte der Forscher besonders gut gelaunt sein, — oder war er erst heute über die Richtigkeit dieser Tabelle vollständig in's Klare gekommen? Kurz, als in diesem Augenblicke der junge Zweifel eintrat und wie gewöhnlich mit scheuem, ehrfurchtsvollem, dabei aber nichtsdestoweniger verächtlichem Blick auf die geheimnisvolle Wandtafel schielte, rief er ihn zu sich und legte ihm seine Ansichten über das Wesen der Materie und der sogenannten Elemente auseinander.

Der Assistent hörte andächtig zu; einige eingestreute Bemerkungen und besinnliche Kopfnicken bezeugten, daß er dem Vortrage verständnisvoll folgte. „Wenn Sie, Herr Doktor, durch diese interessante und mühevolle Zusammenstellung den Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen kennen wollten, so ist das zwar vollkommen richtig“, versetzte er dann. „Aber auf dieser Tabelle sind die Atomgewichte einiger Körper etwas anders angegeben als sonst.“

„Sagen wir, die Zertrümmer früherer, falscher Berechnung sind beseitigt“, fiel ihm Fünding in's Wort. „Das Gesetz der Zahlen bildet den Rahmen der Welt, und alles in ihr muß sich in diesen fügen. In diesen bestimmten Verhältnissen sehen wir den deutlichsten Beweis von der Einheit aller Stoffe in der Materie.“

„Verzeihen Sie, Herr Doktor“, versetzte Zweifel, „schon viele große Forscher haben bereits in vergangenen neunzehnten Jahrhundert dasselbe gesagt, aber trotzdem kann ich mich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß es eigentlich nur ein einziges Element, eine unterschiedslose Materie gibt, und alle Stoffe nur Form- und Gestaltveränderungen derselben sind.“

„Was?“ Doktor Fünding war förmlich entsetzt über diese Aeußerung seines Kollegen. „Sie zweifeln an der Einheit des Stoffes? Vielleicht auch gar an der Einheit der Kraft?“

„So halb und halb. Es giebt noch viele unerklärte und in das allgemeine Gesetz der Bewegung nicht einrangige Kräfte, wiewohl es andererseits keinem Einsprüche mehr unterliegt, daß die mechanische Schwingung, der Schall der Tonwelle, die Bewegung der Lichtstrahlen, das Gefühl der Wärme, die Wirkungen der Elektrizität und noch viele andere Erscheinungen im Grunde nichts anderes als eine und dieselbe Kraftäußerung sind.“

„Und ebenso sind Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Gold, Blei, Barium, Chlor, Zink und wie das ganze Elementenregister heißt, nur Umwandlungen eines und desselben Stoffes — der Urmaterie. In der Natur giebt es nur eine Kraft, nur einen Stoff.“

„Gibt man doch früher Kali oder Natrium, ja, selbst Wasser und andere Stoffe für einfache Körper, für Elemente, bis man es lernte, sie zu zerlegen. Allerdings entdecken wir immer neue Elemente, aber das Endresultat ist immer, daß sie eigentlich nicht solche, sondern zusammengesetzt sind. Aber wir müssen freilich mit anderen als den bisher gebräuchlichen Laboratoriumsmitteln arbeiten, um das praktisch nachweisen zu können. Unerborene Temperatur, tolosaler Druck, gewaltige elektrische Ströme!“

„Herr Doktor“, rief Zweifel plötzlich aus, „stehen die großen Umwälzen und Neueinrichtungen an unserem Laboratorium am Ende mit diesen Ideen in einem Zusammenhange? Ich weiß, Sie haben sogar ein gutes Stück eigenes Geld hineingesteckt.“

„Es wird sich tausendfach rentieren. Stauen Sie nur, wenn es mir mit Hilfe meines neuen Devis und der Kompressionspumpe gelungen sein wird, einen Körper in den anderen umzuwandeln. Aber natürlich, Sie glauben es nicht.“

„Es ist bereits gelungen!“ jagte mit geheimnisvoll bedeutsamer Stimme Fünding und hob die Hand mit emporgestrecktem Zeigefinger in die Höhe. „Ich stehe auf der Schwelle der Entscheidung, wertlose Metalle in Gold zu verwandeln.“ Und er deutete auf den Schmelztiegel am Feuer.

Zweifel's Besorgnis über das Benehmen seines Chefs wuchs zusehends. Die geheimnisvolle Miene des Mannes, seine erregte Rede, dazu der starke und doch glanzvolle Blick seiner dunklen, nachtwachen und die verschiedensten chemischen Ausbünungen überangestrichenen Augen, ließ endlich diese ungläubliche Behauptung — alles das floß ihm eine unerklärliche Scheu ein.

„Hören Sie, Herr Doktor“, sagte er ablenkend, „Sie arbeiten zu viel. Raum auf einige Nachstunden verlaßnen Sie das Laboratorium; das Schade Ihrer Gesundheit ganz entscheidend. Und gerade jetzt, wo Sie, wie Sie sagen, an der Schwelle einer wichtigen Entscheidung stehen, ist eine kleine Erholung vor dem letzten Anlauf um so nötiger.“

„Nein, nein!“ beinahe mit tönischer Aengstlichkeit wehrte sich der Chemiker gegen diese Zumuthung. „Um keinen Preis der Welt höre ich auf, bis ich nicht die Palme des Sieges in Händen halte!“ Und ohne weiter das freundliche Zureden seines Unterbeamten auch nur zu beachten, vertiefte er sich wieder in seine Arbeiten, wog, maß, mischte, destillierte und glühte.

Ungelbend verließ endlich Zweifel das Laboratorium. Draußen hatte der Wintersturm nachgelassen und einem leisen Schneefall Platz gemacht. Es war Sonntag, und viele Menschen lebten die Straßen der volkreichen Stadt.

Zwei Damen, Mutter und Tochter, in eleganter Straßentouille betreten das Laboratorium.

„Vater, wir warten schon seit einer halben Stunde“, sagte die jüngere. „Auch Onkel Heinrich ist schon da.“

„Was ist? Was wollt ihr?“ fragte Fünding, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Was ist?“ seufzte die ältere der Damen. „Jetzt hat der gute Mann wieder vergessen, daß wir um halb Fünf zum Konzert in den Wintergarten wollten!“

„Herr Werner ist auch von der Gesellschaft“, glaubte etwas verlegen die Tochter zuzusetzen zu müssen.

„In den Wintergarten? Heute? Unmöglich!“

„Ja, warum denn? Was ist denn schon wieder?“

„Eine wichtige Entscheidung. Ich bin meiner Lebensfrage heute ganz nahe gekommen. Ich habe sie fast gelöst.“

„Schon wieder die alte Idee, lieber Arnold, schon wieder das Gold entdecken, nicht wahr?“

„Diesmal wirklich. In wenigen Minuten laßt Du die ersten Proben sehen. Laß mich nur in Ruhe weiterarbeiten.“

„Nein, Arnold, das ist Unsinn. Ich habe mir das vom Schwager Heinrich erklären lassen, der das wohl auch versteht. — Kommen, lieber Mann, laß mich wissen, was Sie denken. Die Herren sind ungeduldig geworden.“

ernst, er trat zur Goldwaage, versuchte Säure und Probierstein und sagte dann: „Es ist das feinste, reinste Gold, das ich je gesehen habe.“

Triumphierend warf sich Fünding in die Luft; sein Blick war so stolz, seine Miene so erhaben, als wenn er eroberte Königreiche zu seinen Füßen liegen hätte.

„Mein Werk!“ sagte er. Der Juwelier schüttelte zweifelnd den Kopf. „Das ist nicht denkbar; aber es können in den Stoffen, die Du zusammengemischt hast, Goldspuren gewesen sein, die nun herausgereinigt wurden. Wie ist doch der Vorgang?“

„Das, liebe Freunde und Verwandte, bleibt mein Geheimnis. Euch aber verkünde ich die stolze Botschaft, daß, nachdem die Probe hier im kleinsten gelungen ist, in den nächsten zwei Stunden ein Goldbarren von fünfzigtausend Mark Werth produziert werden wird, und zwar aus Material, das höchstens fünf Mark gilt!“

Mit den Ansprüchen geheimer Gesellschaft an den Chemiker. Sein selbstbewußtes Auftreten begann zu imponieren. Die Tochter war die Erste, welche aus der eröffneten Aussicht Kapital zu schlagen suchte. Mit verständnisvollem Augenaufschlag zu Herrn Werner brühte sie dessen Hand und meinte: „Da brauchen wir ja nicht länger zu warten!“

Werner bewegte zweifelnd den Kopf. „Mir ist die Sache noch etwas bedenklich, mein Schatz!“

„Mann Arnold! Ist's wirklich möglich?“ schrie Frau Fünding auf und stürzte ihrem Mann an die Brust; dann fann ich ja doch die Erfüllung meines höchsten Wunsches erleben. Wir machen eine Reise nach Italien, nach Frankreich, über's Meer! Ich lasse mir ganz eigene Toiletten dazu machen und laufe heimlich seine besten Schmuckstücke ab. Können wir nicht auch eine eigene Equipage halten?“

„Gernach, gernach, Schwägerin“, unterbrach der Juwelier den Wortschwall der Dame. Die Sache hat auch ihren Haken. Vorausgesetzt, daß es sich wirklich so verhält, und Arnold aus fünfzigtausend Mark fünfzigtausend in Gold herbeiführen kann, so haben dabei auch andere Leute ein Wörtchen mitzureden. zum Beispiel ich. Mein Vermögen bezieht sich auf rund vierhunderttausend Mark und liegt fast ausschließlich in meinem Baarvorrath fest. Ich bin ein Bettler, sobald durch Wassertraktion von Gold daselbst keinen bisherigen Werth verliert.“

„Aber warum? Gold bleibt Gold!“ warf Frau Fünding ein.

„Wohl, aber sein Werth ändert sich. An und für sich ist uns Gold viel weniger nötig, wie Eisen oder Kupfer, nur seine Seltenheit hat seit dem grauen Alterthum es zum allgemeinen Werthmesser gemacht. Wird nun durch die Möglichkeit, einen bestimmten im Werthe bedeutend niedriger stehenden Stoff in Gold zu verwandeln, diesem seine Rolle als Werthmesser unmöglich gemacht, so sinkt es zur bloßen Waare herab, das heißt vielleicht auf den zehnten Theil des Wertes, den es gegenwärtig hat. Wir verarmen. Und außerdem, was soll an Stelle des Goldes treten?“

„Aber es giebt ja doch Papiergeld!“ entgegnete schon etwas kleinlauter Frau Fünding. — „Ich bitte, mir zu gestalten, als Bankbeamter da ein Wort mitzureden“, mischte sich der junge Werner in's Gespräch. „Das Papiergeld ist nur ein auf die Bequemlichkeit des Verkehrs bedachtes Mittel oder eine Art Schuldschein des Staates oder der Baal an den jeweiligen Besitzer, und daher muß der Werth des umlaufenden Papiergeldes immer seine Deckung in Gold haben. Ein Hundertmarkschein ist eben ein werthloser Papierfetzen, wenn nicht durch den Glauben an die Rechtlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Staates der Schneider hierfür Anzüge, der Schuster Hiesel, der Wirth Essen und Trinken, der Hausbesitzer eine Wohnung abgibt. Jeder dieser Leute muß aber das Anrecht haben, für dies soeben erhaltene bunte Papier wieder Waaren oder hundert Mark in Gold auszuwechseln zu können, denn nur letzteres ist eine Münze, die bis jetzt überall Werth hat. Würde aber das Gold, weil es eben durch seine Menge werthlos geworden ist, von niemand mehr genommen, so hätte auch das Papiergeld, sofern es nicht eine andere Leistung als Gold verbürgt, gleichfalls keine Geltung mehr.“

„Wie steht es aber mit Hypothekenscheinen, Grundobligationen und Papieren von Industrieunternehmen?“ fragte die junge Dame. „Etwas haben doch anstatt des Goldes eine Deckung in wirklichen Besitzgegenständen.“

„So ist es; deren Werth wird auch bleiben, wohl gar steigen.“

„Um so besser!“ rief da der Chemiker dazwischen. „Da wird es gerechter auf der Welt zugehen, da müssen die reichen Geldleute und Spekulanten einmal ordentlich Haare lassen.“

„Sie irren, Herr Fünding, es wird gerade jumeist Arme treffen, und zwar jene, welche entweder die Geschäftlichkeit und Kraft ihrer Glieder oder ihres Geistes als alleiniges Eigentum besitzen, also Arbeiter und Beamte. Denn die reichen Geldleute und Spekulanten besitzen außer Bargeld auch festes Werthpapier der oben bezeichneten Gattung. Nur die paar ausschließlichen Rentner und Couponabschneider können am schlechtesten weg. Womit soll man denn die Leistung eines Arbeiters oder Beamten belohnen? Der Wäcker tarx allenfalls dem Schuster Brot für dessen Schuhe geben, der Schmied das Pferd des Bauers beschlagen, der ihm

hierfür Erbpfand giebt. Aber wird der Tagelöhner, der dem Professor Holz gefügt hat, als Entgelt dafür einen philosophischen Vortrag anhören wollen? Das uralt Kaufgeschäft, der primitive Tauschhandel, wie ihn die Völker auf niederster Kulturstufe in ihrer Bedürfnislosigkeit führen können, ist für moderne Staaten gänzlich unmöglich; wir bedürfen eines Werthmessers — und ich würde keinen, wenn das Gold aufhörte, solches zu sein.“

Eine Massenherzeugung des Goldes, wie sie Herr Fünding seiner Angabe nach verspricht, würde zu einer furchtbaren sozialen Umwälzung, zu einer folgenreicheren Besitzverchiebung führen, geradezu ein sädredliches Unglück sein, eine Revolution, gegen welche alle bisherigen politischen Erhebungen und Kriege Kinderspiele gewesen wären. Zum Glück glaube ich jedoch an einen Irrthum des Herr Fünding. Für alle Fälle werde ich mich morgen nach dem Resultate erkundigen, um pflichtgemäß meine Brotpfeiler, falls doch etwas daran sein sollte, zu benachrichtigen. Die Banken würden ja die ersten Opfer dieser Erfindung sein.“

„Na, na, Werner“, beglückte der Juwelier, „die Sache wird nicht so ernst ausschauen, wie Sie es auffassen. Im schlimmsten Falle wird Herr Fünding, ehe er mit seiner Erfindung vor die Öffentlichkeit tritt, einige seiner neu erzeugten Goldbarren in Güter und Häuser für sich und uns, seine Verwandten, umgekehrt haben.“

„Das wird er nicht!“ sagte der junge Mann entschlossen. „Das wäre ein Verbrechen an der Gesellschaft und am Staate, zum mindesten demofischmündigen gleich.“

„Na, ruhig Blut, junger Mann“, lächelte Heinrich, „war ja nur ein Scherz! Uebrigens, meine Damen, erden, wenn den Streit. Auf in's Konzert, dessen erste Nummer uns schon entzücken wird!“

Mit viel weniger Lust und Freude, als ursprünglich vorhanden gewesen war, brach die kleine Gesellschaft auf. Fünding war trotz allen Zuredens nicht zu bewegen, mitzukommen, und empfahl seine Familie in des Schwagers Schutz, wie das schon öfters gewesen.

Großend und seiner Gewohnheit nach mit sich selbst redend, durchsuchte unruhigen Schrittes der Chemiker sein Laboratorium.

„Unfinn! Beschränkter Egoismus! Als ob man es allen recht machen könnte. Was dem einen zum Heile ist, muß den anderen schädigen. Das ist ein Naturgesetz, es geht eben nicht anders. Einige müssen zu Grunde gehen, und auf den Trümmern des Verangenen ruft die neue Ordnung.“

Wortwärtig, Fünding, an's Werk! Laß dich nicht durch kleinliche Einwendungen einschüchtern. Führe dein großes Werk aus, stelle das künstliche Gold in die Welt, sei es der geeignete Wohltäter oder der vernagende Dämon der Menschheit. Das großforschungs-ergebnis darf nicht im Verborgenen bleiben. Nur müßig an's Werk! — Martin!“

Der letzte Ruf galt seinem Laboranten und Diener, einem alten, verschlossenen und mistrauisch blickenden Manne, der sofort erschien.

„Heize noch einmal den Gasglühlicht, fülle den Gasometer und stelle die elektrische Kraftmaschine wieder in Betrieb.“

„Herr Doktor“, war die zögernde Antwort, „es ist schon spät.“

„Schade nichts. Ich muß noch arbeiten. Wenn die Anordnungen befolgt sind, kannst du gehen, und hier für deine Ueberzeit nimm dieses.“

Er reichte dem Diener ein Geldstück, dieser aber nahm es nur zögernd entgegen.

„Was soll ich damit?“ murmelte er achselzuckend, „es ist ja bald werthlos.“

„Was redest du da?“

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich habe vorhin zugehört, was die Herren gesprochen haben. Ist es wirklich wahr, daß Sie Gold machen wollen, und daß dann alles Geld seinen Werth mehr haben wird?“

„Woju soll die Frage?“

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor, ich bin jetzt bald vierzig Jahre hier und habe mir durch Sparmaßigkeit und Entschlossenheit so ein kleines Kapitalchen für meine alten Tage zurechtgelegt. Wenn das alles nun nichts gilt, bin ich ein alter Bettler, der umsonst sein ganzes Leben gefragt und gearbeitet hat. Herr Doktor, so wie ich, sind viele! Wäre es nicht besser, Sie behielten Ihre Erfindung für sich?“

„Das verstehtst du nicht, Martin. Das ist der natürliche Lauf der Dinge, der nicht aufzuhalten ist. Aber“, fügte er, von einer Art Mitleid mit dem alten Diener erfaßt, hinzu, „ganz so unrecht denkst du doch nicht, und ich möchte dir den Rath geben, für deine Ersparnisse ein kleines Feld, ein Häuschen mit einem Garten und allenfalls eine Milchkuh und Geflügel oder dergleichen zu kaufen. Das hat immer Werth!“

Druck einer Kondensations-Pumpe ganz besonderer Konstruktion sollte dieses Bestreben wieder aufleben, und ein elektrischer Strom von gefährlicher Stärke und Intensität durch diese in unnatürliche erregtem Zustande wie im Innern der Erde befindliche feurig flüssige Masse sollte sie in andere molekulare Zusammenfügung bringen.

Durch viele Proben und Versuche, Berechnungen und Erwägungen vorbereitet, gelang das großartige Experiment. Aus dem feurigen Chaos sonderten sich schäumend glühende Schmelzen ab, die gurgelnd, zischend und funkelnd abfließen. In ihrem Bodenbasse aber glänzte und glühte eine spiegelnde Masse: Gold, reines gegiegenes Gold!

Fünding jauchzte auf in freudiger Erregung und überhörte den Seufzer, den Martin im Hintergrunde des Laboratoriums ausstieß. Aber der Niedererschlag des Goldes erfolgte noch zu langsam, man mußte die Spannung vermehren.

„Drücke den Hebel noch um drei Punkte herunter, Martin! Aber nicht mehr, damit kein Unglück geschieht!“ befahl der Chemiker.

„Ja, ja“, antwortete Martin. Aber warum klang seine Stimme so heiser? Warum waren seine Gesichtszüge so verzerrt in der grimmigen Erregung vor einem furchtbaren Entschlusse? Er entledigte sich seiner Arbeitskleidung, und nachdem er seinen Strafentod angezogen hatte, hängte er die Brust an das Ende des langen Sperrhebels, dessen Rindschraube er dann etwas löstete. Nachdem er dieses that, schloß er eiligst und lautlos das Laboratorium.

Durch das Gewicht des Kleidungsstückes beschwert, begann sich der Hebel langsam zu senken und gestattete größere Mengen des explosiven Gases den Zutritt zur Feuerstätte. Zischend und brausend, knisternd und prasselnd verzehrten sie die Flammen, der Kolben der Maschine raste mit ungeheurer Schnelligkeit auf und ab, das Schwingrad wirbelte mit erschreckender Geschwindigkeit durcheinander. Aber das Gold schied sich auch kräftiger, mächtiger aus der Schmelze, und ganz in die Arbeit versunken, achtete der Chemiker auf nichts anderes.

Roch immer sentte sich der Hebel, schon war die Marke „3“ überschritten.

„Halt! Genug, Martin, abbrechen! Einhalten! Was machst du, Unglücksdämon!“ schrie jetzt plötzlich der Chemiker, die Gefahr erkennend, und bläute sich um zu dem Gasreservoir. Kein Martin war anzusehen.

Da — ein entsetzlicher Knall — ein Klirren und Schwirren von herumfliegenden und zerplitternden Gegenständen. Die Fenster des Laboratoriums wurden hinausgeschleudert, die Decke gehoben, und mächtige Feuerzungen leckten aus den Oeffnungen heraus; die flüssige feurige Schlacke würgte wie ein glühender Lavaström auf den Boden und legte alles in Brand, was die Explosion noch nicht zerschmettert hatte.

Lärm ertönte, Hilferufe und Feuergeschrei wurden laut, die Sturmgloden drohten, die Alarmhörner der Feuerwehre schmetterten und die herbeigeeilten Feuerpfeifen schleuderten große Wassermengen in den Feuerherd.

Als Frau Fünding mit ihrer Gesellschaft voll Angst und Entsetzen an den Unglücksort herangefahren kam, war die Gefahr vorüber. Mehrere Aerzte und Sanitätsleute beschäftigten sich jedoch mit einem Manne, den man für den Brandstifter gefunden hatte. Der furchtbare Luftdruck der ersten Explosion hatte ihn auf die Straße geschleudert, wo er zwar durch den Stoß und Schlag bedeutende Erschütterungen des Körpers und Gehirnes erlitt, die Bewußtsein verlor und auch einige Brandwunden davontrug, aber schließlich keine lebensgefährlichen Verletzungen erlitt. So erklärte der Arzt der laut schluchzenden Gattin.

Der durch eine Gasexplosion verursachte Brand des berühmten chemischen Laboratoriums beschäftigte natürlich mehrere Tage lang das Publikum und die Tageszeitungen. Von besonderem Interesse war die Nachricht, daß man in dem Schutte der Brandstätte große Mengen geschmolzenen Goldes gefunden hatte, über dessen Herkunft man keine Auskunft zu geben wollte. Ein Gericht besaßte, der bei dem Brande verunglückte Chemiker solle das längst gesuchte Geheimnis des Goldmachens entdecken lassen.

Der gebildete Leserkreis nahm diese Nachricht als sehr ungeschickte Zeitungsentee auf; indessen erreichte die Erregung der Gemüther einen hohen Grad, als einige Tage später dieselbe Nachricht noch einmal mit aller Entscheidung wiederholt und durch den Umstand bewiesen wurde, daß der frühere Laboratoriumsdiener Martin sich als Urheber des Brandes dem Gerichte gestellt und ganz sonderbare Enthüllungen über seine Beweggründe gemacht hatte. Auch der Assistent Zweifel sowie einige Verwandte und Freunde des Verunglückten traten öffentlich vernommen worden. Er selbst aber habe eine derartige Geistesstörung erlitten, daß er in der Irren-Anstalt untergebracht werden mußte.

Der Fall beschäftigte die Regierung mehr, als die bald beruhigte öffentliche Meinung ahnen mochte. Einiges Tages besuchten ganz unauffällig, und nur dem Direktor der Landes-Irren-Anstalt sich zu erkennen gebend, der Zu-

stiz- und Finanzminister den geisteskranken Fünding. Der phantastische zwar fort von Gold, Eisen und Schreden, Ventilen und Hebeln, Staats-Papieren und Resten, aber so zusammenhanglos, daß man deutlich sah, das ein für rührige Gehirn war zu einer unbrauchbaren Masse entartet.

„Auf Ehre und Gewissen, Herr Sanitätsrath“, wandte sich der Minister beim Gehen zu dem Direktor, „ist der Mann heilbar?“

Der Arzt verneinte. „Rechtungslos verloren. Fortschreitender Geisteschwund durch Ueberanstrengung und mechanischen Schod.“

„Und auch nicht die Möglichkeit einzelner lichter Momente vorhanden?“

„Auch das nicht.“

„Gott sei gekannt!“ athmete der Minister auf; „das überhebt uns schwerer Sorge. Sie ermessen doch auch, Herr Sanitätsrath, welche entsetzliche, staatsunwürdige Geheimgeschichte dieser Schödel verbergt?“

Der Direktor nickte traurig.

„Wäre der Mann dort gesund, ich würde nicht, wie sich der Staat seiner furchtbaren Entdeckung hätte erfreuen können“, meinte der Justizminister; „vielleicht müßte man, allen modernen Anschauungen zum Troste, ihn gleich der berühmten „eiserne Maske“ in ewige Kerkerhaft begraben. Ein Glück, daß uns das Schicksal vor solcher Nothwendigkeit bewahrt hat.“

34 Zietzen noch zu retten?

Der Fall Zietzen, welcher seit nunmehr vier Jahren die Defensivleistung ungeschickt beschäftigt, ist durch eine Broschüre, welche soeben ein Berliner Journalist, Redakteur Mannes, herausgibt, in ein völlig neues Stadium getreten. Die Broschüre trägt den Titel: „34 Zietzen noch zu retten?“ und zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theile beschäftigt sich der Verfasser mit dem letzten, am 31. März 1897 vom Vorhergehenden abgeleiteten Antrag, auf ein Wiederaufnahmeverfahren zu Gunsten Albert Zietzen's, den bekanntlich der Reichstagsabgeordnete Langemann gestellt hatte. — Wie der Verfasser nachzuweisen versucht, ist dieser Antrag zu Unrecht abgelehnt worden. Als Grund dafür wird angegeben, daß der vom Antragsteller vorgelegene Zeuge Barbier Franz Androd aus Bornstedt bei Potsdam nicht, wie die Gerichte annehmen, bereits vernommen ist, sondern im Gegentheil nicht einmal vernommen sein kann. Das Protokoll über Androd's Vernehmung trage einen sehr wunderbaren Charakter, es ist nicht mit dem vollen Vornamen Androd's sondern nur mit dem Anfangsbuchstaben „A“ unterzeichnet. Der Verfasser spricht sich dahin aus, daß jenes Androd zugeschriebene Protokoll auf irragend einem Irrthum beruhen müsse. Androd ist bekanntlich derjenige Zeuge, welchem der nach einem Gefändnis „kleinere“ Mörder der Frau Zietzen schon im Jahre 1886 eine umfassende Schilberung der verübten That gegeben hat. Der geständige Mörder, der frühere Backerlehrling Zietzen's mit Namen August Wilhelm, ist bekanntlich auf seine eigene Veranlassung hin im Jahre 1887 in Berlin verhaftet worden, wurde alsdann nach Eberfeld übergeführt und nach kurzer Haft wieder auf freien Fuß gelassen. Die Gerichte nahmen an, daß sich Wilhelm habe bestehen lassen, ein derartiges Gefändnis abzulegen, das demnach unabweislich die Verurtheilung Wilhelm's zum Tode nach sich ziehen mußte. Diese damalige Auffassung des Gerichts wird nun dadurch auf's Schwerste erschüttert, daß in Franz Androd ein Zeuge gefunden wurde, zu welchem Wilhelm aus freien Stücken ein umfassendes Gefändnis der That abgelegt hat. Dieser Zeuge wurde, wie gesagt, mit der Begründung abgelehnt, daß er als bereits schon einmal vernommen gilt. Der zweite Theil der Broschüre greift in weit zurückliegende Ereignisse hinein. Es handelt sich um den Beamten, einen Eberfelder Nachtwachmeister, welcher Zietzen zuerst der That beschuldigte, und auch verhaftet hat. Außerdem schildert der Verfasser den Umstand der öffentlichen Meinung Eberfeld's zu Gunsten Zietzen's nach dessen Verurtheilung. Der Verfasser behauptet, daß das von ihm Vorgebrachte nur einen kleinen Bruchtheil der internen Geschichte des Falles Zietzen bilde. Er strebt zunächst eine Klärung der Androd'schen Zeugenfrage an, und stellt für fernherin weiteres Benennismaterial zu Gunsten Zietzen's in Aussicht. (Der Literat Oskar Höder reichte vor einigen Tagen für Zietzen ein Gnadenbittgesuch beim Kaiser ein, doch wurde dasselbe zurückgewiesen. D. R.)

Ein gutes Gedächtnis.

Der am 9. Januar 1794 geborene französische Dramatiker Ancelet hatte mit seinen ersten Dramen Unglück. Das eine fiel ihm ins Wasser, und das andere verbrannte sein Heim. Er ließ sich aber die Mühe nicht verbieten, wieder ein Trauerspiel von fünf Akten auszuarbeiten. Man ließ ihn zu einer Leseprobe vor einem Comite zu. In einer Pause bemerkte eines der Comitemitglieder, er scheine sehr viel aus dem Kopfe vorzutragen.

„Ich habe das Stück gar nicht aufgeschrieben“, entgegnete Ancelet; „und wenn es nicht angenommen wird, vergeblich es wieder, das ist leichter und einfacher.“ Das Stück kam zur Aufführung und half Ancelet's Ruhm begründen.